

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 8

Artikel: Die stillen Gewalten : Erzählung [Fortsetzung folgt]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Was brucht e rächte Schwyzerna?

Was brucht e rächte Schwyzerna?
 Das soll mer öpper säge?
 Er mueß nes eiges Hüsli ha,
 Mit glänzige Schyben und Meie dra,
 E guete Schärme, Tag und Nacht
 Im Sunneschyn und Räge.

Was brucht e rächte Schwyzerna?
 Das soll mer öpper säge?
 Nes Pärli Chinder, oder zwei,
 Wo gsundi roti Bäckli hei,
 Sie träge-n-eim e heitre Blick
 Und Sunneschyn ergäge.

Was brucht e rächte Schwyzerna?
 Das soll mer öpper säge?
 Er mueß es subers Wybli ha,
 Das hilft em s'Güetli zäme ha,
 Es macht em öppe churzi Zit
 Und hilft em s'Ungfehl träge.

Was brucht e rächte Schwyzerna?
 Das soll mer öpper säge?
 Ne sub're Tisch und blangge Schild,
 Nes härzhafts Wort, wo öppis gilt,
 En eigni Meinig öppemol,
 Wo d'Wohret ma verträge.

Was brucht e rächte Schwyzerna?
 Das soll mer öpper säge?
 Nes subers Gwehrli a der Wand,
 Nes heiters Lied fürs Vaterland,
 Es offnigs Härz, e heitre Blick
 Uf Wägen und uf Stäge.

J. Reinhart.

Die stillen Gewalten.

Erzählung von Ernst Zahn.

I.

In St. Felix sind noch viele enge Straßen, und sie haben ebenso ihre Schönheiten wie jene breiten und vornehmen andern, die durch die neuen Quartiere leiten. Da ist die Staffelgasse. Nie rasselt ein Wagen, nie klappern Pferdehufe, nie können sie dort eine Straßenbahn schnurren lassen; denn sie ist zu steil, und sie hat sechzig wohlgezählte, breite Stufen. Sie ist eine verlassene, altmodische, sonntägliche Gasse, sauber und holprig, uneinträglich und unbequem. Sauber, weil die zwölf Bürgerfrauen, die daran wohnen, jede und jeden Morgen ziemlich genau ihre bestimmte Zahl Stufen kehrt; uneinträglich, weil kein Wirtshaus je gewagt hat, sich in dem schweigsamen Gäßlein aufzutun. Die hohen, alten, schmucklosen Häuser nehmen der Gasse viel

Sonne. Das ist aber eher ein Vorteil; denn in den schwülen Sommertagen ist es da oben noch kühl, und wenn die Sonne wirklich kommt, wenn ihr Gold immer tiefer an den Mauern niederrinnt, bis es endlich eine Weile köstlich auf den ausgetretenen Stufen liegt, dann steigt man diese mit einer dankbaren Freude hinauf, hat wieder einmal den guten Gedanken, der den Menschen ungewohnt zu werden droht, daß, was man selten hat, einem um so lieber wird, in der Beschränkung also der Genuß liegt. Diesen und ähnliche Gedanken trug in seinem lichten und verständigen Gemüte auch Herr Severin Nägeli, der Zuckerbäcker, einer von den Anwohnern der Staffelfasse. Sein Haus stand unten an der Ecke, wo die Gasse aus der breiteren Münsterstraße sich löst. So wohnte er eigentlich an zwei Straßen. Nach vorn hinaus ging sein kleiner, sauberer Laden, durch dessen fast immer offene Thür es den Leuten verlockend in die Nase roch. Nach der Staffelfasse hin war das Fenster der Backstube gelegen. Es hatte ein breites und niedriges Gesimse, und wie andernorts die Späzen um Futter bittend an die Fenster fliegen, hockten da zu mancher Stunde am Tage die Schulkinder, so lange der Arbeit Nägeli und seiner zwei Gesellen zusehend, bis sie entweder etwas Schleckbares oder aber von Seite eines unwirschigen Arbeiters einen barschen Verweis für ihre Dreistigkeit bekamen.

Meister Severin Nägeli hantierte an einem Sommerabend allein in der Backstube. Es wurde in der Stadt ein mehrtägiges Fest gefeiert, und die beiden Gesellen hatten vor einer Stunde frei bekommen, um sich den Festplatz ansehen zu können. Der Zuckerbäcker trippelte eifrig zwischen dem Ofen und einem in der Nähe des Fensters stehenden Tische hin und her, schwarze, mit Backwerk belegte Bleche vom Feuer nehmend. Er hatte die weiße Jacke und Schürze an, und auf dem Kopfe saß ihm die gestärkte, weiße Mütze. Herausfordernd und straff stand ihm das blonde Anebelhärtchen vom Kinn ab, und in den kleinen, braunen Augen war ein scharfes, freundlich funkelndes Licht. Er sah so sauber aus wie seine Arbeitsstube, die Gasse, an der sie lag, und der zu Ende gehende Tag, an dem kein Wölkchen war. Zuweilen verteilte der Meister ein wenig an seinem Fenster und genoß des freundlichen Abendscheins, der hell die nahe Mauer des Nachbarhauses beschien. Da hielt eine Gestalt seinen Blick fest.

Ei, ei!

Die Neugier des Kleinbürgers fehlte auch Meister Nägeli nicht. Er kramte die Brille aus der Tasche. Die Gasse herauf kam die neue Nachbarin, die seit vierzehn Tagen im Hause gegenüber mit ihrem Sohne Wohnung genommen. Man redete an der Staffelfasse eifrig von ihr, weil sie einem Patriziergeschlecht der Stadt angehörte, einer jener alten, angesehenen Familien, die noch ihre von Gärten umschlossenen einfachen Häuser inmitten der neumodischen Paläste und Spekulationsbauten bewohnen, und mit einer

stummen Hartnäckigkeit und Würde an Überlieferungen, alten Sitten und Gebräuchen wie an ihren schlicht vornehmen Wohnsitzen festhalten. Frau Clementine Brun kam langsam die Stufen heraufgestiegen. Ihr Gang war lautlos, und geräuschlos öffnete sie die braune Thür mit dem gelben Messingknopf, die ihr Einlaß in ihre Behausung gab. Sie verleugnete ihre Herkunft nicht, obwohl sie in ein so bescheidenes Quartier umgezogen war. Meister Severin sah sie mit Wohlgefallen. Er hatte eine Vorliebe für dergleichen altmodisch vornehme Menschen, hatte die heimliche Verehrung der Kleinbürger für die Patrizier. So richtete er, als sie verschwunden war, die Augen auf Frau Bruns im ersten Stock gelegenes Wohnstubenfenster, wo sie, wie er wußte, im nächsten Augenblick sichtbar werden mußte. In der That sah er bald, wie die schlanke, schwarzgekleidete Dame, die eine etwas verschliffene und aus der Mode geratene Mantille trug, erschien. Ihr schneeweißes, starkes Haar leuchtete durch das Fenster, und das scharf geschnittene, feine und bleiche Gesicht mit der langen eigentümlichen Nase war dem Spähenden zugekehrt. Meister Nägeli ließ sich die Lebensgeschichte der Nachbarin durch die Gedanken gehen, wie sie die Staffelgasse lektlich beschäftigte, und auch zu ihm gedrungen war. Sie hatte ein doppeltes Anrecht, sich den St. Felixer Patriziern zuzuzählen, war sie doch eine Tochter des verstorbenen Säckelmeisters Brennwald und durch ihre Heirat in die Familie der Brun gekommen. Meister Nägeli erinnerte sich ihres Mannes, des verstorbenen Major Brun, noch sehr wohl. Er war ein flotter Offizier gewesen, nur in seinen Lebensgewohnheiten so ganz anders als seine schlichte, ehren- und geldmittelfeste Verwandtschaft. Er hatte als Kaufmann weniger Geschick gezeigt denn als Soldat, und nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Frau verunsichert. Eine Zeitlang hatten Angehörige ausgeholfen, als aber Kaspar Bruns Fuß gar keinen Boden zeigte, ließen sie gehen, was ging, und wollten oder konnten nicht hindern, daß einer der ihren im Amtsblatt als zahlungsunfähig bekannt gegeben wurde. Kaspar Brun tat, was ihn seine Soldatenehre hieß; er nahm sich das Leben, noch ehe der Konkurs über ihn verhängt wurde. Damit rettete er sich selbst wohl vor der Schande, seiner Frau und seinem einzigen Sohne aber ließ er ein böses Erbe zurück: Armut, verlorenes Ansehen und den Bohn der Verwandtschaft, die der Frau unwillkürlich Mitschuld an dem Mißgeschick ihres Mannes beimaß. Es war jedoch nicht zu leugnen, daß Frau Clementine sich mit einer schönen Fassung und Entschlossenheit in ihr Schicksal fügte. Sie flüchtete sich mit dem zwei- undzwanzigjährigen Sohne Kaspar und den kargen Resten ihres Hausrates in die kleine Wohnung an der Staffelgasse. Der Sohn hatte das teure Studium, dem er obgelegen, schon vor zwei Jahren an den Nagel hängen müssen, und seine Abstammung von einem der führenden Geschlechter der Stadt hatte ihm zu einer bescheidenen Stelle als Schreiber auf einem städtischen Amt verholfen. Seine Mutter holte sich Arbeit in einem Sticker-

geschäfte und begann, was ihre feinen Finger bisher zum Zeitvertreib gepflegt, als Nährberuf zu üben.

Würdig fügte sie sich in ihr Schicksal, wiederholte sich Meister Nägeli in Gedanken, ließ sich darnach die Vergänglichkeit alles Irdischen überhaupt durch den verständigen Sinn gehen und erinnerte sich im Vorbeigehen mit einem vergnüglichen Empfinden seines eigenen wachsenden Wohlstandes. Dann machte er sich wiederum an seine Arbeit und vollendete sie bald. Nach einer Weile begab er sich in den nach vorn gelegenen Laden. Mit derselben peinlichen Sauberkeit und Appetitlichkeit war hier das Backwerk aller Art, das im Arbeitsraum nebenan entstanden war, zum Verkauf ausgestellt. Die weißbemalten Wände, der blankgewischte Boden, die Marmorplatte des Ladentisches, alles stimmte zu der verlockenden Verkaufsware und zu Meister Nägeli selbst, aber auch zu Jungfer Appert, der Verkäuferin, die seit einer unendlichen Reihe von Jahren hier die städtische Kundschaft bediente und so bekannt war wie der Zuckerbäcker und seine Erzeugnisse selbst. Sie stand eben hinter dem Ladentisch und wog Tee in eine Düte für einen Kunden, in dem Meister Nägeli Kaspar Brun, den jungen Schreiber und Nachbarn, erkannte. Mit umständlicher Freundlichkeit bediente die hagere, noch zwei Schmachtlöcken an den Schläfen tragende Jungfer den jungen Mann. Dieser aber drehte sich gerade, als Meister Severin eintrat, vom Ladentisch ab und richtete ein paar Worte an die kleine, zierliche Rordula, die Tochter des Hauses, die vorhin gleichzeitig mit ihm von außen in den Laden getreten, und mit der ihn der Zufall vor ein paar Tagen bekannt gemacht hatte.

Meister Nägeli trat auf den Kunden zu und begrüßte ihn mit ein paar naheliegenden Bemerkungen. Der sonst wortfarge und zurückhaltende junge Schreiber war von des alten Mannes ruhiger Heiterkeit sichtlich angenehm berührt. Es entspann sich eine Unterhaltung, die auf die Staffelnasse und ihre Anwohner Bezug hatte. Nägeli und Brun hatten den Hauptanteil daran, aber manchmal schob auch Rordula eine Äußerung dazwischen, und jedesmal, wenn ihr helles Wort in diejenigen der Männer fiel, war es, als ob ein Glöcklein fröhlich dazwischen klinge. Kaspar Brun fuhr dabei manchmal aus der fast lächerlich steifen Körperhaltung auf, und über seine scharfen Züge, die mit der langen nach unten gebogenen Nase stark denen der Mutter ähnelten, glitt ein spärliches Lächeln. Er war sonst ein wenig umgänglicher Mensch, war selbst während seiner Studienzeit meistens eigene Wege gegangen. Er hatte ein reiches Innenleben, das ihn gefangen hielt und äußeren Einflüssen verschloß. Er war ehrgeizig. Große Pläne beschäftigten ihn manchmal. Sein Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Schnurrbart und den beiden gleichfarbigen Bartansätzen an den Ohren hatte einen zugleich entschlossenen und doch wieder nachdenklichen und in sich gefehrten Ausdruck. Dieser Nachdenklichkeit entriß ihn jetzt Rordulas glöckenhafte Stimme mit einer belustigenden Häufigkeit.

Das Gespräch war indessen bald erledigt. Der junge Patrizier verließ den Laden und bog um die Ecke nach der Wohnung der Mutter. Meister Nägeli war ihm mit den Blicken gefolgt, wie er in seinem schwarzen, etwas zertragenen Anzug straffen Ganges hinwegschritt.

„Sie können die Böpfe nicht verleugnen,“ sagte der Meister zu seiner Gehilfin; „er nicht und seine Mutter nicht.“

Er stellte sich in die Ladentür, und Jungfer Appert trat neben ihn. Auch Kordula gesellte sich zu ihnen. Die Leute redeten, meinte sie, der junge Mann werde doch noch ein großer Herr werden, wenn er jetzt auch in spärlichen Verhältnissen lebe.

Der Meister sagte verständig, daß ein alter Name wohl ein guter Boden für künftiges Vorwärtzkommen sei, doch schienen die Bruns in einer recht üblen Patsche zu sitzen.

Sie fuhren fort, die Verhältnisse der Nachbarn zu besprechen nach Art kleiner Leute, die aus Nichtigkeiten gerne ein Langes und Breites machen. Insbesondere war es die junge Kordula, die das Gespräch immer wieder auf die Bruns lenkte, ja so lange nicht mit den Gedanken von diesen abkommen konnte, daß Meister Nägeli erstaunt auf sein Töchterlein blickte. Zum ersten Male seit langer Zeit fiel dabei ein Gedanke in des Witwers ruhige und zufriedene Seele, der ihm zu schaffen machte. Als er bald darauf mit Kordula in die über dem Laden gelegene Wohnstube stieg und sich hinter seine Zeitung setzte, während das Mädchen sich mit einer Handarbeit am Fenster niederließ, ging sein Blick immer wieder über die Brille und Zeitungsblatt hinaus nach der sich über ihr Weißzeug bückenden Tochter.

Kordula hatte einen großen Anteil an seiner, Meister Nägelis, Seelenbeschaffenheit. Sie war sein einziges Kind und seit dem vor acht Jahren schon erfolgten Tode seiner Frau seine vornehmste Lebensfreude. Sie hatte sich so durch die Schuljahre heraufgewachsen, von ebenso lieblichem Außern wie von maderem Charakter. Zwar hatte sie nie durch besondere Begabung, durch irgendein Talent geglänzt. Sie war, wie Meister Nägeli sich oft lachend ausdrückte, „ein braves Mittelmenschlein“, aber vielleicht war es gerade die mangelnde Eigenart, die Kordula zu einer so erfreulichen Erscheinung machte. Sie war so wie ein bißchen Helligkeit, das ohne Aufhebens in einer Stubenede weilt, an das niemand groß denkt und über das doch jedermann froh ist. Ihre Art hatte etwas zugleich Weiches und Liebreiches und doch Emsiges und Fürsorgliches. Sie lachte nicht laut, aber in jedem ihrer Worte war Heiterkeit. Dieses schöne Gleichmaß ihres Wesens gelangte gleichsam in ihrer äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Sie hatte dunkel-blondes, weiches Haar, ein liebliches Gesicht, dem vor allem der innige und helle Blick der braunen Augen eine herzbewegende Anmut gab. Sie war nicht groß, aber ihre zierliche Gestalt hatte ebenmäßige, gefällige Formen. Es war eine Freude, die feinen, weißen, blaugeäderten Hände die Nadel hand-

haben zu sehen. In diesen Händen lag vielleicht trotz allem eine Besonderheit Rordulas. Sie sahen aus, als bürten ihre feinen Glieder eine heimliche Kraft, und wiederum fragte sich, wer sie sah, unwillkürlich, ob irgendwo in Rordulas Leben ein Leid gewesen sei. Sie selbst würde freilich über diesen Gedanken gelacht haben; denn sie hatte nie eine tiefere Sorge gekannt.

Meister Nägeli betrachtete sein Kind, das ihm bis jetzt immer noch auch den Jahren nach ein Kind gewesen war. Er sagte sich, daß Rordulas Interesse für Kaspar Brun, den jungen Nachbarn, ein höchst unschuldiges, weiblicher Neugier entsprungenes war; aber — aber — es war merkwürdig — heute zum ersten Male bemerkte er und überlegte sich's, daß seine Tochter in die Heiratsjahre kam.

II.

Frau Clementine Brun und ihr Sohn lebten sich an der Staffelhasse ein. Sie waren stille Leute, machten kein Aufsehen, und so gaben sie auch schon nach den ersten Wochen den Mitantwohnern der Gasse keinen weiteren Anlaß zum Reden. Scheinbar gleichförmig vergingen die Tage, Wochen und Monate. Gleichförmig war das Leben der Mutter, die wenig ausging, an ihrem aussichtslosen Fenster saß und sticte, und ebenso ebenmäßig verlief Kaspar's Zeit, die sich in seine Gänge von und nach seinem Amt, in seine Stunden über den Schreibereien und seine Abendfristen daheim teilte. Im Amte war Kaspar Brun ein pflichttreuer, seine Arbeitszeit peinlich scharf innehaltender Angestellter. Seine Genauigkeit im Dienst grenzte an Kleinlichkeit, zu Hause aber zeigte er einen eisernen Fleiß, der ihn bis in die Nacht hinein über allerlei Studien sitzen ließ. Von der Vergangenheit sprachen Kaspar und seine Mutter nicht, wie man an eine schmerzende Wunde nicht rühren mag; und weil ihre Aussichten so klein waren, ihr Leben gleichsam in eine Sackgasse geraten, konnten und mochten sie auch von der Zukunft nicht sprechen. So waren sie zwei schweigende Genossen, die nur dann und wann in ihrer Sorge um das gegenseitige leibliche Wohl sich noch die tiefe Liebe zeigten, die sonst zwischen ihnen lebendig war. Je mehr Zeit über sie hinging, um so stiller wurden sie. Es kam allmählich in ihre Schweigsamkeit eine Bitterkeit, ein versteckter Groll gegen das Schicksal. Weil sie aber von Jugend auf gewohnt gewesen, ihre Gefühle zu bemeistern und nach außen nichts von dem zu verraten, was sich in ihren Seelen regte, so verbargen sie anfangs auch diese Herbheit voreinander und vor den wenigen, mit denen sie Umgang pflogen, Kaspar, als der jüngere und heißere, hatte am meisten mit der inneren Unzufriedenheit zu kämpfen. Ihm, dem heimlich Hochstrebenden, war die eintönige Arbeit der Amtsstube bald ein Greuel. Er sah, daß er wohl ein farges Lebensbrot gewonnen hatte, aber nie viel weiter kommen werde. Er hatte das anständige, der Familienüberlieferung entsprechende Amt und Auskommen, aber er konnte darin ein alter, rostiger Mann werden, und die Zukunft hatte für ihn nichts als Eintönigkeit und Langeweile. Eines

Tages entrann ihm wider Willen das erste Wort, das der Mutter einen Einblick in seine innere Verfallenheit gab. Er kam an einem Sonntagabend von einem einsamen Spaziergang zurück. Frau Brun saß an ihrem Fensterplatz in der Wohnstube. Es war noch etwas Licht in den freundlichen, grauvertäfelten vier Wänden, denn der Tag war hell und sonnig gewesen. Die Stube hatte etwas Gediegenes. Vielleicht ging es von der großen, schwarzgekleideten Frau am Fenster selber aus, vielleicht von der spärlichen Ausstattung, die daran erinnerte, daß sie einst in den Räumen eines reichen Hauses gestanden hatte. Kaspar hatte Hut und Stock im Flur gelassen und trat mit einem Gruß zur Mutter, die in einem Buche las. Er ließ sich auf einen der geschnittenen schweren Stühle nieder, die an dem ebenfalls gewichtigen und unhandlichen Speisetisch standen. Sie wechselten einige Worte über das Wetter und den Gang, den Kaspar getan. Es sei ein wirklich sonniger Abend, bemerkte Frau Brun mit einem Blick nach dem winzigen Stück blauen Himmels, das sie von ihrem Fenster aus noch zu erspähen vermochte.

Da sagte Kaspar plötzlich: „Heute bin ich am Lindenberg vorbeigegangen.“

„So?“ antwortete Frau Klementine trocken.

„Es ist eben doch ein schönes Gut,“ bemerkte nach einer Weile Kaspar wieder.

Sie hatten inzwischen jedes nachdenklich vor sich hingesehen, und wieder fielen sie dann in Schweigen. Aber allmählich in großen Pausen und in abgebrochenen Sätzen sprachen sie von dem Gute Lindenberg weiter und zeigten damit, wie sie mit ihren Gedanken nicht davon loskommen konnten.

„Hast du niemanden gesehen?“ fragte zum Beispiel Frau Klementine.

„Doch,“ antwortete Kaspar, „der Onkel war im Garten und sah nach seinen Blumen.“

„Er hat dich nicht bemerkt?“ fragte die Mutter wieder.

„Vielleicht nicht, vielleicht nicht gewollt,“ war die Antwort.

Nachher erzählte er, daß in Lindenberg der Flieder dieses Jahr besonders schön blühe.

Frau Brun wollte darauf wissen, ob das Haus neu gemalt sei.

Es war kein Neid in ihren Worten, nur eine versteckte, heiße Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem.

Lindenberg, von dem sie sprachen, war das Waterhaus der Frau Brun. Ihr einziger Bruder saß mit Frau und zwei Söhnen darin, schwerreiche Leute; denn was der Major Brun verunsichert hatte, das ausgiebige Erbe seiner Frau, das hatte in seinem Teile Herr Georg Brennwald zusammenzuhalten und zu vermehren gewußt. Zudem hatte dieser das väterliche Geschäft, seine Seidenfabrikation, zu hoher Blüte gebracht. Seine Söhne standen im Begriff, in dieses Geschäft und in die Nachfolge ihres Vaters sich

einzuleben. Der Verkehr aber zwischen diesen Verwandten und den Bruns war vollständig abgebrochen. Herr Georg Brennwald war streng und ein Sonderling. Er hatte zweimal den Ruin des Schwagers aufzuhalten gesucht, dann aber plötzlich und für ganz seine Hand von ihm abgezogen und war unversöhnlich auch der Schwester gegenüber.

„Das Ansehen der Firma Brennwald wächst immer noch mehr,“ sagte Kaspar jetzt wieder aus tiefen Gedanken heraus.

Frau Brun schwieg.

„Ich kann es beurteilen,“ fuhr er fort. „Wir auf dem Steueramt haben Gelegenheit, das Wachsen zu verfolgen.“

„Es wäre wohl auch für mich da noch Platz gewesen,“ stieß er dann wieder heraus.

Frau Clementines weißer Kopf richtete sich stracks in die Höhe. An ihrem knappen Sinn zuckte etwas, als hätte sie einen Augenblick ganz fest die Lippen zusammengedrückt. Sie ließ sich sonst weder in ihre Freude noch in ihren Kummer sehen. In dem Zucken lag eine Geschichte. Sie hatte nicht nur unter dem Zusammenbruche ihres eigenen Glückes gelitten. Sie hatte auch für den Sohn vieles getragen: Ehrgeiz und Hoffnung, daß der Bruder ihm Wege ebene; Gram alsdann, daß diese Hoffnung trog, innere Qual und Zerworfenheit jetzt, weil der Gedanke ihr noch immer nicht aus dem Sinn wollte, und der Stolz doch nicht zugab, daß sie ihn immer noch festhielt.

„Laß uns nicht mehr davon reden,“ sagte sie zu Kaspar. „Es wird keines von uns beiden den Onkel bitten wollen. Oder möchtest — du?“

Jetzt versagte Kaspar die Antwort. Die Stille, die ihren Worten folgte, zeigte, wie fern ihnen beiden der Gedanke einer Demütigung vor den reichen Verwandten lag.

Dann aber brach zum ersten Male etwas wie Verzweiflung aus dem jungen Menschen heraus. Er stützte den einen Arm auf die Tischplatte und legte auch noch den andern hinzu, als müsse er sich in seiner ungewohnten Erregung an irgend etwas halten.

„Weißt du, Mutter,“ brach er los, „daß es mich manchmal packt, als ob ich die Stirn gegen die Wand rennen sollte! Was habe ich vor mir, ich? Keine Zukunft! Was ich jetzt bin, werde ich in fünfzig Jahren noch sein, wenn ich das Leben habe. Mein Amt ist wie ein Hof mit hohen Mauern. Man ist sicher darin, aber man kann nicht heraus. Und wenn ich in fünfzig Jahren über die Straße gehe, werden sie mit Fingern zeigen: „Das ist der Amtsschreiber Brun, der Herr Amtsschreiber, ein angesehener Mann.“ Und ich werde nichts haben auf der Welt als dieses Ansehen, werde ein dürrer, verknocheter Mensch sein, einer, dem seine Familienzugehörigkeit Fußfesseln angelegt hat, daß er nicht frei ausschreiten, nicht auf den Berg Erfolg hinauf hat klettern können wie jeder beliebige Streber aus — aus —“

Er hielt erschöpft inne; nicht daß er laut gesprochen hatte, aber die Worte waren ihm schwer und aus einem aufgewühlten Innern gekommen.

Die Mutter hatte ihm zugehört, die Hände um ein Knie gefaltet und den Oberkörper vorgeneigt. Jetzt sah sie sich nach ihm um und fragte: „Möchtest du denn lieber einer von den — andern sein, von denen, die, wie du sagst, den Weg freier haben?“

Kaspar Brun ließ den Kopf hängen. Wenn er so in sich zusammengefunken darsaß, war er mit seinem schwarzen Haar und der klugen Stirn ein schöner Mensch.

„Nun?“ fragte die Mutter wieder.

„Nein,“ gab er knapp und dumpf zurück.

Dann stand er mit seinen steifen, gemessenen Bewegungen auf und ging nach dem nebenan gelegenen Schlafzimmer, das ihm gleichzeitig als Arbeitsstube diente.

Daß eine Fenster dieses Schlafzimmers gab Ausblick auf das unterste Ende der Staffelgasse und auf die größere Münsterstraße. Er stellte sich hin und blickte hinaus, ohne etwas zu sehen, ein Ödegefühl und einen Widerwillen gegen das Leben im Herzen. Es war keine Farbe mehr in den Gassen; der letzte Schein von Sonne hatte sich verloren, und selbst das Blau des Himmels war blasser geworden. So blickte Kaspar Brun in ein eintöniges Grau hinaus, das seiner Stimmung entsprach. Er nagte an seinen Lippen, trommelte mit den Fingern an die Scheiben, tat in nervöser Unruhe allerlei, und wußte nicht, was; nur als der Gedanke ihm kam, daß er morgen früh wieder zur gewohnten Stunde auf dem Wege zum Amt sein werde, schoß es ihm heiß zu Kopf: Herrgott, und das nun Tag für Tag, Jahr für Jahr, ein ganzes Leben hindurch! Plötzlich faßte ihn Müdigkeit. Die Abspannung nach dem innerlichen Kampfe. Er stopfte die Hände in die Taschen und lief ein paar-mal im Zimmer hin und her. Was nützte alles Auflehnen! Es war doch alles, wie es war. So hieß es sich darein ergeben!

Er war nun ganz zerhauen und mürrisch. Da fiel sein Blick zufällig aber-mals in die Gasse. Etwas Helles hielt ihn fest. Er blieb unwillkürlich stehen. Unten standen Leute. Unter ihnen eine Frau in weißem Kleid und mit einem gleichfarbigen Sonnenschirm, die ihm auffiel. Jetzt hörte er deutlich ein helles, freundliches Lachen und erkannte die Stimme der Rordula Nägeli. Er konnte es nicht helfen, daß der Wohlklang ihn aus seiner Verstimmung riß. Es war etwas, an dem man sich wohl oder übel freuen mußte. In diesem Augenblicke schloß Rordula ihren Schirm und hob ihr rundes, liebliches Gesicht nach dem Himmel. Dabei streiften ihre Augen sein Fenster, und sie erkannte ihn. Sie errötete und grüßte zögernd, verlegen und unsicher. Auch er nickte unwillkürlich und fühlte ebenso wie er rot wurde. Da trat er ganz verwirrt vom Fenster weg. Er öffnete dann seinen Schreibtisch, ein altes, wertvolles Möbelstück, und setzte sich vor die niedergelassene Klappe.

Was er da wollte, mußte er eigentlich nicht, aber es war nicht die Niedergeschlagenheit von vorhin, die ihm diesmal das klare Denken verwehrte. Er hörte immer noch das anmutige Lachen der Rordula. Es war etwas Behagen Erweckendes in dieser Erinnerung, etwas Sonniges, das gegen die früheren wolfigen Gedanken anstand und sie überwand.

Kaspar Brun's Herzschlag ging vielleicht an diesem Abend um der Nachbarin willen noch nicht rascher; aber allmählich, in den Tagen, die nun folgten, beschleunigte er sich jenseits seltsam, wenn Rordula seinen Weg kreuzte. Wie von der Sonne gesponnen, so fein flogen die Fäden zwischen dem jungen Amtsschreiber und der Zuckerbäckertochter hin und her. Kaspar Brun's Herz war frei. Er war ohnehin ein Mensch, der nicht leicht aus sich heraustrat, und bis zu den Tagen der über sein Haus hereingebrochenen Katastrophe hatten seine Studien ihn so in Anspruch genommen, daß er für keinerlei Liebeshandel Zeit gefunden. Wie aber oft ein fast bedeutungsloses äußeres Ereignis in der Seele eines Menschen kleine Flämmchen des Zornes, der Eifersucht, der Begehrlichkeit, der Liebe anzufachen kann, so hatte der harmlose Zufall mit der sie einander an jenem Sonntag von Fenster und Gasse aus erblickt hatten, sowohl Rordula als Kaspar Brun aufeinander aufmerksam gemacht. Der Boden war vorbereitet. Rordula hatte ein neugieriges Interesse für die Nachbarn gehegt und teilte die Hochachtung der St. Felixer Kleinbürger für die Patrizier der Stadt. Bei Kaspar Brun fiel die Erkenntnis, was für eine liebliche Nachbarin ihm gegenüber wohnte, in die freudlosen Tage, die ihm seine Unzufriedenheit mit seinem eigenen Schicksal brachte. Gerade weil er für sein eigentliches Lebensgelingen so wenig Hoffnung hegte, und Ehrgeiz und Lebensmut in diesen Tagen scheinbar tot in ihm waren, hatte die freudige Überraschung über die Erscheinung Rordulas in seinem Innern Raum. Wochenlang blieb es eine Überraschung, ein Gefallenfinden. Es äußerte sich darin, daß er manchmal fast unbewußt an sein Fenster trat, um nach dem Mädchen auszufehen, daß er jetzt einen Blick in den Konditorladen warf, wenn er daran vorbeiging, während er sonst achtlos vorübergeschritten war, und daß er ein-, zweimal hineintrat, um einen kleinen Einkauf zu machen, ohne daß er einen solchen vorher beabsichtigt und nur, weil er Rordula im Laden bemerkt hatte.

Allmählich spann sich eine Art Freundschaft zwischen ihnen an. Sie kamen sich näher, so daß sie einander nicht mehr begegnen konnten, ohne einen Augenblick still gestanden und ein paar Worte gewechselt zu haben. Kaspar wurde inzwischen auch mit Meister Nägeli und dem Hausfaktotum, der Jungfer Appert, näher bekannt. Rordula ihrerseits fand dagegen zu Frau Clementine keinen Weg, da diese mit niemandem verkehrte.

Eines Sonntagmorgens traf Kaspar Brun die Nachbarn im St. Felixer Berg, einem waldigen Hügel, der mit seinen sorgfältig gepflegten Spazierwegen ein beliebtes Ausflugsziel der Städter war. Man stand still, ging

eine Weile zusammen und gestand sich gegenseitig die Vorliebe für diese Sonntagsmorgengänge. Schließlich verabredete man, sich zu diesem Zwecke manchmal zu treffen. Kaspar Brun holte schon am nächsten Sonntag die Nachbarsfamilie ab. Dabei übersah er einen Vorgang in seinem Innern, der ihn hätte nachdenklich machen können. Ehe er ins Haus des Zuckerbäckers trat, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: Mit wem stand er im Begriffe sich anzufreunden? Der Gedanke schaffte ihm Unbehagen. Und noch während des Spazierganges überlief es ihn ein paarmal heiß, wenn Leute ihnen begegneten, als ob er sich der Gesellschaft schämte, in der er ging. Schon aber band ihn etwas an die Nachbarn. Die Aussichtslosigkeit seiner Zukunft erschien ihm deutlicher. Er sagte sich, daß er kein Recht habe, Ansprüche zu machen. So kostete er die Freude besser, die ihm der Umgang mit den neuen Freunden gewährte.

Bald nachher ereignete es sich, daß eines Tages sowohl Meister Nägeli als Jungfer Appert verhindert waren, an dem Spaziergang, zu dem Kaspar Brun sie abholen wollte, teilzunehmen. Auch Rordula wollte deshalb zuhause bleiben, allein ihr Vater redete ihr zu, den besonders hellen Morgen zu genießen.

Es hatte die Woche hindurch viel gewittert, und noch in der Nacht war ein heftiger Regen niedergegangen. Nun spannte sich der Himmel blauer und weiter denn seit langem über die Stadt. Es war noch kühl, obwohl die Sonne hoch stand. Kaspar und Rordula machten sich auf den Weg. Der Wald, den sie bald darauf betraten, leuchtete in tiefem, sattem Grün, trug silberne Tropfen an Blättern und Zweigen und empfing sie als eine kühle, köstliche Halle, in der es sich wie in einem festlichen Raume ging. Wohl der Feuchtigkeit der Wege halber trafen sie wenig Menschen an, aber im Walde selbst erwachte ein immer fröhlicheres Leben, je mehr Sonne ins Gestämme drang. Vögel waren in den Zweigen laut, zuweilen blizten einem wehenden Fähnchen gleich aus den Büschen die bunten Flügel eines Schmetterlings, und auf dem moosigen Grund wurden die ganz kleinen Stimmen lebendig, die dem Walde das Geheimnisvolle, Märchenhafte geben. Auf einmal fiel Kaspar ein, daß er mit dem Mädchen allein war. Der Gedanke verwirrte ihn. Manchmal verhielt er den Schritt, damit er sie von hinten heimlich betrachten konnte, und je öfter er es tat, um so mehr wuchs das an Beklemmung streifende Empfinden, das ihn ergriffen hatte.

Rordula war voll Heiterkeit. Sie trug ihr weißes Kleid und den weißen Schirm, den er damals vom Fenster aus an ihr gesehen hatte. Sie war gesprächig und ließ den schweigsamen Begleiter nicht stumm werden. Manchmal senkte sie den offenen Schirm auf die Achsel zurück und hob das lachende Gesicht frei zu ihm. Dann sah er in ihre hellen Augen und bemerkte, wie schön sie war. Und nach einer Weile fiel ihm das Barte, Geschmeidige ihrer Gestalt auf. Seine Verwirrung wuchs. Er gab sich Mühe, seine sonstige

Zurückhaltung zu überwinden. Mit etwelcher Linkfischheit sagte er Rordula diese und jene Schmeichelei.

Sie schritten tiefer in den Wald hinein. Einmal ließen sie sich auf einer Bank nieder. Rordula zog die weißseidenen Handschuhe aus und legte Hut und Schirm beiseite. Der städtische Firlsfanz gehöre nicht in diesen freien, kunstlos großen Wald, sagte sie frisch. Es sei ihr, als lachten die Bäume die gepukzte Puppe aus.

Das Wort gefiel Kaspar.

Als gleich darauf einer der Handschuhe der Rordula zu Boden glitt, beugte er sich rasch, ihn aufzuheben und legte dabei seine Linke unbewußt auf ihre im Schoß liegenden Hände. Ein Wohlempfinden durchrieselte ihn. Er fühlte die Feinheit ihrer Finger. In diesem Augenblick fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Während er bisher sich selbst getäuscht und gemeint hatte, der Verkehr mit den Nachbarn sei ihm nichts als eine angenehme Abwechslung, eine Unterhaltung in seiner gesellschaftlichen Verlassenheit, sah er jetzt mit jäher Klarheit, daß es Rordula war, die ihn im Grund angezogen. Und nun, während er neben ihr saß, kamen ihm allerlei Erwägungen. Sein scharfer Verstand legte dabei gleichsam seinem Herzen Zügel an. Meinte er etwas Ernstes mit diesem Mädchen? War es denkbar, daß er, Kaspar Brun, etwas Ernstes meinen konnte? Ebenso schnell gab er sich Antwort. Warum sollte er nicht? Seine eigenen Kreise waren ihm verschlossen. Niemand von den frühern Freunden und Verwandten kümmerte sich mehr um die Mutter und ihn. Als man es aufgab, ihm zu helfen, stellte man auch den Verkehr ein. So mußte er, Kaspar, sich neue Menschen suchen. Und der Amtsschreiber mit dem Hungersold durfte den Kopf nicht hoch tragen!

Er erwog. Seine Gedanken zwangen ihn so sehr in ihren Bann, daß er die Hand von der Rordulas zu nehmen vergaß. Sie errötete tief und saß in lieblicher Verwirrung wortlos, den Blick am Boden. Eine geraume Weile verging. Rordulas Bedrängnis wuchs immer mehr. Endlich stand sie mit schlecht verhehltem Seufzer auf und meinte, man müsse an die Heimkehr denken. Dabei gewahrte Kaspar erst, wie sonderbar er sich benommen hatte. Er wußte nicht, was er tun sollte. Halb befangen, halb glücklich schritten sie nebeneinander den Weg zurück, den sie gekommen waren.

III.

Rordula Nägeli sah durch die geschlossenen Fensterladen ihrer Wohnung, vom Laden und von der Straße herauf nach den Fenstern der Frau Klementine, die auch die Fenster Kaspar Bruns waren. Sie tat das heimlich, unter gesenkten Lidern hervor, scheu und mit heißen Wangen. Die junge Rordula, deren Leben so glatt und deren Wissen kein großes, war aus dem Gleise gekommen. Sie hatte plötzlich einen Ehrgeiz, und sie hatte vor allem, was sie nicht wußte, in ihrem schlichten jungen Herzen eine heiße Bewunderung.

Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie manchmal bei der weißhaarigen, einsamen Frau da oben hätte sitzen dürfen, wenn diese sie eines freundlichen Wortes gewürdigt hätte. Die angeborene Würde dieser Frau machte auf Rordula einen tiefen Eindruck, und sie dachte es sich als Vorzug, von einem Menschen wie jene der Freundschaft gewürdigt zu werden. Und — Frau Clementine war Kaspar Bruns Mutter!

Seit jenem Waldspaziergang, der sich bisher nicht wiederholt hatte, dachte Rordula viel über ihren Nachbar nach. War es? War es nicht? Hatte sein Benehmen damals etwas bedeutet? Das Mädchen hatte noch nie an Liebe und Heiraten gedacht. Nun war die Frage auf einmal da, weiß Gott woher in ihre Seele gefallen. Und Rordula wäre glücklich gewesen, wenn Kaspar Brun ihr gut gewesen wäre.

Darum also konnte sie ihre Augen nicht hindern, immer und immer wieder zu den Fenstern der Brunschen Wohnung hinüberzugehen.

Aber auch Brun verwand nicht, was auf jenem Spaziergang seinen Anfang genommen. Er war damals in die dunkle Wohnung an der Staffelfasse zurückgekehrt, hatte am folgenden Tage seine Amtsarbeit wieder aufgenommen, und je öfter ihm beides erschienen war, um so mehr hatte er die Empfindung, als ob ein leiser Sonnenschein in seinem Leben sei, seit er Rordula kannte. Je mehr er überlegte, um so mehr Vorteile entdeckte er an den Nachbarn. Sie waren alte Bürger der Stadt, wohl angesehene Leute, obgleich sie nicht zu den führenden Geschlechtern gehörten. Auch — auch mußte Meister Severin ein hübsches kleines Vermögen beisammen haben! Viel wohthuend Altväterisches war an den Leuten, ihrem Wesen, ihrer Wohnung. Und Rordula — war die einzige Tochter, vielleicht, wenn — wenn — er sie heiratete — ermöglichte ihm — ihr Geld ein Herauskommen aus seinem engen Amte!

Kaspar Brun überließ es heiß. Er schämte sich des Gedankens, daß er von dem Gelde jener Leute Vorteil haben sollte. Dann überlegte er weiter: Wenn er heiratete! Wie kam er plötzlich darauf? War es schon so weit? Er erschrak vor dem Plane und kam doch nicht los davon. Und deutlich sah er Rordula vor sich, freute sich an ihr, immer mehr.

Bald bemerkte er, wie heimlich und oft die Nachbarin herüberspähte. So sorgfältig sie sich verbarg, er erriet es aus tausend geheimnisvollen Ursachen. Da begann er seinerseits auf sie zu warten, nach ihr zu suchen. — Ein lustiges Spiel hob an. Als sie sich einmal von Fenster zu Fenster ertappten, verbargen sie sich nicht mehr voreinander, sondern nickten und lächelten einander zu.

Rordulas Leute wurden zuerst inne, was zwischen den zwei jungen Nachbarn ging. Meister Severin beobachtete. Es war ihm nicht unlieb, was sich da anspann; wenn auch eine leise Angstlichkeit ihn in allem befiel, was sein einziges Kind betraf. Jungfer Appert dagegen, die gleichsam Mut-

terstelle an Rordula vertrat, sah besorgt auf das Mädchen, zog die Stirne in Falten und sagte beim Mittagstisch, als nur noch Meister Severin, Rordula und sie selbst über den Resten des Mahles saßen: „Der Amtsschreiber Brun scheint dir zu gefallen, Rordula. Aber ich meine, du solltest an so etwas nicht denken. Die Leute, zu denen Bruns gehören, sind ein Volk für sich. Unsereiner kann sich bei ihnen auf die Dauer nicht wohlfühlen.“

Rordula wurde über und über rot. Sie murmelte etwas davon, daß an der Sache wahrlich nichts sei; aber sie verließ gleich darauf die Stube, um jeder weiteren Erörterung auszuweichen.

Meister Severin beschwichtigte die alte Hausgenossin und tat, als lege er der Angelegenheit keine Bedeutung bei. Aber Jungfer Appert mahnte, er werde schon sehen, werde schon sehen. Und von da an trug sie eine ernsthafte Unzufriedenheit zur Schau.

Wie wenig bedeutungslos die Sache war, zeigte sich bald darnach. Kaspar Bruns Besuche wurden häufiger. Das stumme Einverständnis zwischen Rordula und ihm wuchs zu einer heimlichen Vertraulichkeit. Bald kam der Tag, an dem die Liebe für eine Weile stürmisch die letzten Bedenken hinwegstrich. Die beiden sahen sich in dunklen Hausfluren, im nächtlichen Schatten der beiden Häuser, küßten sich und lebten die selige, sinnverwirrende Zeit des ersten Liebesglückes. Bald wußte die Staffelnasse, die wie jede andere scharfe Augen und Ohren hatte, was über ihre untersten Stufen ging, und Meister Severin nahm sich eben vor, ernstlich mit seinem Kinde und dem jungen Hausfreunde zu sprechen. Da faßte dieser einen Entschluß, sprach mit seiner Mutter und kam feierlich zu Meister Severin herüber, um von ihm die Hand seiner Tochter zu erbitten.

Frau Brun war die einzige gewesen, die nichts von den Vorgängen ahnte. Sie saß in ihrem Fensterplatz und arbeitete, wunschlos, tapfer das Geschick tragend und nur selten bitteren Gedanken Raum gebend. Da hatte ihr Sohn ihr von seinem Entschluß gesprochen. Er war mit Rordula eben zusammen gewesen. Sein Wesen war noch leise erregt, obwohl er sich nach außen in der Gewalt hatte.

„Ich gedenke mich zu verheiraten, Mutter,“ hatte er ohne jeden Umweg begonnen.

Frau Clementine ließ die schmalen langen Hände im Schoß ruhen und sah ihn an. Das Blut bewegte sich sichtbar in ihrem Gesicht. Das war das einzige Zeichen ihrer inneren Bewegung.

„Du?“ sagte sie erstaunt. Und fügte langsam mit schwerem Ernst hinzu: „Wen, Kaspar?“

Noch während sie fragte, fiel ihr ein, wen er meinen könnte. Und nun erlebte ihre Seele in wenigen Minuten, was dem Sohne wochenlang zu schaffen gemacht hatte: Aller Standesehrgeiz wurde lebendig, und gegen ihn erhob sich die bittere und klare Erkenntnis, wie wenig die jetzige Lage diesem

Ehrgeiz Berechtigung gab. Frau Brun sah vielleicht erst in diesem Augenblick ganz, wie klein sie und ihr Sohn geworden waren. Sie klagte nicht. Ihre etwas müden Augen wurden feucht, aber sie ließ die Tränen nicht aufkommen, berührte auch mit keinem Wort das, was ihr im Innersten nagte. Sie mußte, daß auch ihr Sohn darob gelitten haben mußte und kannte ihn zu gut, als daß sie nicht gerade daraus, daß er über seine Bedenken hinweggekommen war, für sich selbst eine gewisse Beruhigung geschöpft hätte.

„Hast du es dir wirklich überlegt?“ fragte sie, als Kaspar ihr den Namen der Nordula Nägeli nannte.

„Ja,“ gab er kurz zurück.

„Du hast mir Freundliches von den Leuten erzählt,“ fuhr sie nachdenklich fort.

Kaspar ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann ruhig auseinanderzusetzen, wie alles gekommen und wie er sich die Zukunft zurecht gelegt habe.

Einmal bestätigte seine Mutter: „Es mag wohl das Richtige sein.“ Ein zweites Mal sagte sie: „Die Nachbarn sollen wohlbemittelt sein. So könnt' ihr euch ein freundliches Heim schaffen.“

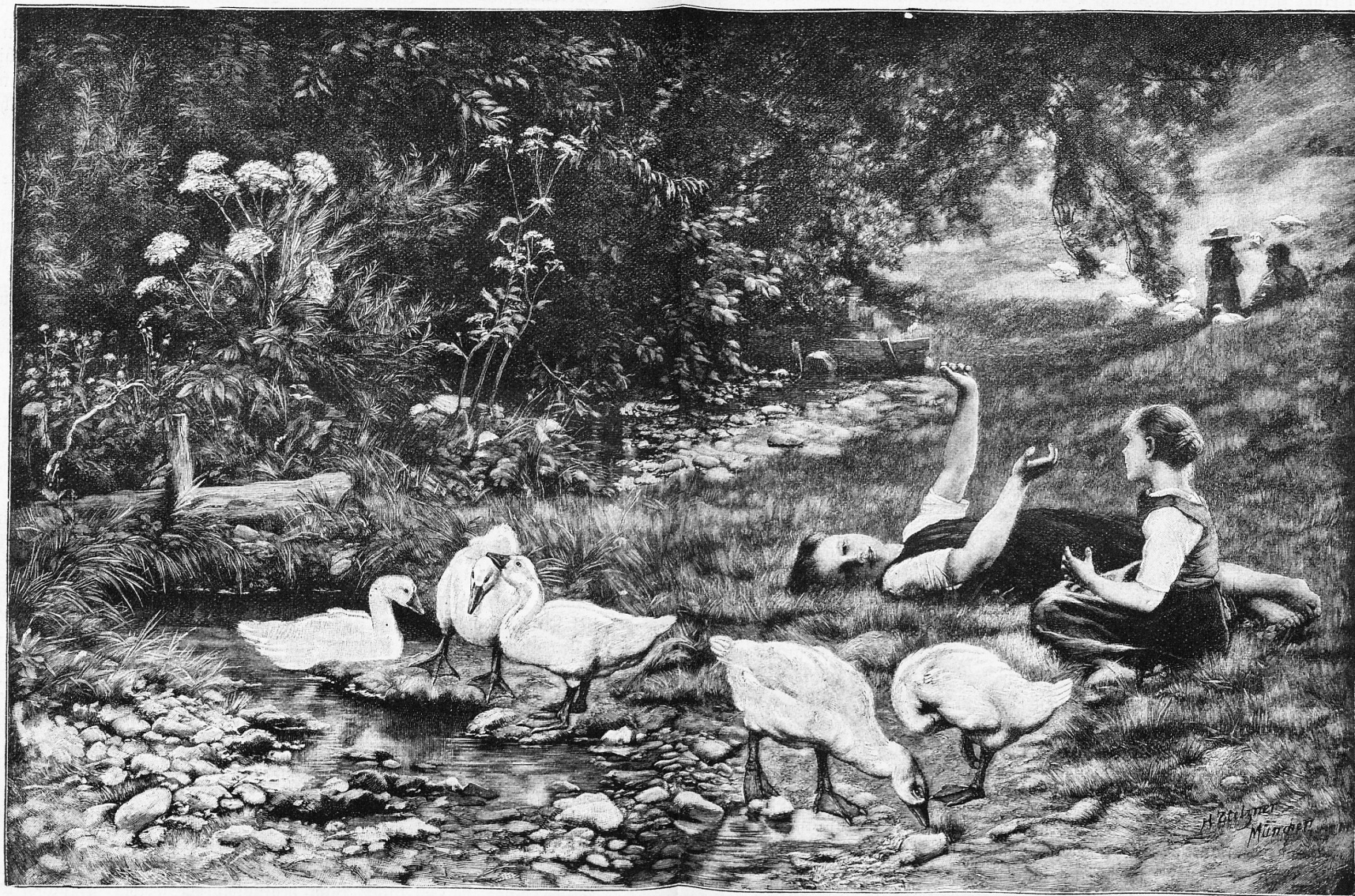
Als sie das gesagt hatte, überquoll ein tiefes Rot auch ihr Gesicht, gerade wie der Sohn beim gleichen Gedanken errötet war.

In Kaspar hatte die Tatsache, daß die Mutter sich seinem Plane nicht abgeneigt zeigte, ein plötzliches Glücksgefühl erzeugt. Seine Freude an Nordula und seine Liebe zu ihr waren in diesem Augenblicke groß und echt. Und noch in dieser glücklichen Erregung ging er zu Meister Severin hinüber und sprach mit ihm.

Der alternde Mann, als er sah, daß der Nachbar ernste Absichten hatte, machte, da er sich nicht wohl einen den Charaktereigenschaften nach trefflicheren Schwiegersohn wünschen konnte, nicht lange Bedenken. Nach einer halben Stunde schon saß Nordula neben Kaspar Brun auf dem Sofa der Wohnstube, tief verwirrt, vom Vater mit dem Bräutigam allein gelassen. Kaspar's Gefallen an dem frischen, jungen Mädchen ließ ihn seine gewohnte Zurückhaltung vergessen. Dennoch aber unterschied sich sein überlegtes und maßhaltendes Wesen von der anschniegenden und zärtlichen Art Nordulas. Einmal, als seine Lippen die ihrigen suchten, legte sie die Arme um seinen Hals: „O du,“ sagte sie mit tiefer Bewegung, „ich habe dich sehr lieb.“

Kaspar Brun erschrak. Er hätte aber nicht sagen können, ob die verborgene Leidenschaft, die in Nordulas Gebaren oder der Mangel an Zurückhaltung, der in dem, von ihm durch keine Frage herausgeforderten Geständnis lag, sein überfeines Empfinden verletzt hatte.

Nach einer Weile brachte Meister Severin Jungfer Appert in die Stube, damit sie das junge Paar beglückwünsche. Aber so rückhaltlos jener sich der Freude über die Verlobung hingab, so war dieser anzusehen, wie der Meister Mühe gehabt haben mochte, ihr vor ihrem Eintritt über die



Ein Frühlingsidyll. Gemalt von H. Stelzner.

Überraschung, vielleicht über Widerspruch hinwegzuhelfen. Sie gab sich alle Mühe, freundlich und freudig zu erscheinen; aber ihre Augen maßen Kaspar Brun mit einer heimlichen Spannung, als sie ihm Glück wünschte, und als sie darauf Rordula umarmte, schluchzte sie hörbar. Und es war sonst keine altjüngferliche Rührseligkeit an Maria Appert.

Dem Vollzug der Verlobung im Nägelschen Hause folgte die Vorstellung Rordulas bei Frau Brun. Auch mußte eine Begegnung dieser mit Rordulas Leuten herbeigeführt werden. Auf beiden Seiten war man vom besten Willen beseelt und ging mit einer gewissen freudigen Liebe an das Anspinnen der neuen Verwandtschaft. Frau Brun hatte Rordula von ihrem Fenster aus gesehen, aber sie war überrascht von der Anmut ihrer Erscheinung und angenehm berührt von der warmen Herzlichkeit ihres Wesens. Sie umarmte sie und sprach gütige Worte zu ihr. Dabei war keinerlei Herablassung in ihrem Wesen, sondern viel eher eine leise Wehmut, ein Anflingen an erlittenes Leid. Rordula fühlte ein Bittern in ihrem Herzen, als sie der gemessenen Frau gegenüber stand. Sie empfand, wie sie von ganz andern Holz geschnitten war als sie selber, und flüchtig, ihr selbst kaum bemerkbar, kam ihr der Gedanke und erschreckte sie, daß auch Kaspar, ihr Bräutigam, von diesem Holze war. Sie half sich aber über ihre anfängliche Scheu vor Frau Brun hinweg, indem sie sich sagte, daß es längerer Zeit bedürfe, bis zwei gänzlich verschiedene Menschen einander nahetreten könnten, und es blieb ihr von den ersten Begegnungen mit Kaspar's Mutter nichts als ein Empfinden tiefer Verehrung für diese. Eine merklichere Beklemmung zeigte sich im Verkehr zwischen Frau Brun und Rordulas Leuten. Trotz aller willigen Freundlichkeit erwehrten sich weder die einen noch die andern einer gewissen Befangenheit. Frau Clementine erinnerte sich, als sie Meister Severin Nägeli und Jungfer Appert bei feierlichem Besuche gegenüber saß, wie sie den kleinen lebhaften Mann täglich in weißer Mütze und Schürze in seiner Wackstube hantieren sah, und daß die Jungfer mit dem Runzelgesicht ebenso täglich hinter einem Ladentisch stand und feilbot. Dieser Gedanke schoß Frau Brun ins Rückgrat. Sie wollte nicht und konnte doch nicht anders als jene kühle Miene behalten, mit der sie Leuten, die unter ihr standen, begegnete, und hatte von Anfang an mit einer heimlichen Ungeduld zu kämpfen, die den Besuch möglichst bald hätte beendet sehen mögen. Daß er nicht übermäßig lang dauerte, zürnten auch Meister Severin und sein Taktotum nicht. Das Mühsame einer erzwungenen Freundlichkeit bleibt nicht leicht verborgen. So fühlten auch diese beiden, daß Frau Bruns steife Herzlichkeit keine frisch quellende war. Maria Appert machte ihr bedenkliches Gesicht. Sie wollte den andern die Freude nicht verderben, aber sie grübelte von da an hin und her, wie sie es anfangs, um die kleine Rordula zu warnen. Meister Severin dagegen betrachtete in diesen Tagen mit herzlichem Vergnügen ein Schiefdach seines Schreibtisches und überlegte sich, daß die darin

verwahrten Wertschriften ein gutes Gegengewicht für die Vorzüge Bruns bildeten. Auch beruhigte ihn das Aussehen seiner Tochter genugsam, die von innerem Glück in diesen Tagen förmlich leuchtete.

Dermaßen kamen alle über die ersten Steine auf dem Wege ihres guten Einvernehmens glücklich hinweg. Die Verlobung wurde in der Stadt bekannt, und die Verlobten kauften ihre neuen goldenen Ringe. Zwar konnte Kaspar Brun gerade an dem Tage, als er zum Zwecke des Ringkaufes zum erstenmale mit Rordula sich Arm in Arm auf der Straße zeigte, jenes Unbehagens sich immer noch nicht ganz erwehren, daß ihn im Anfang seines Verkehrs mit den Nachbarn manchmal befallen. Er dachte an seine Standesgenossen, und wie diese über seine Verbindung urteilen möchten. Allein bald bezwang er sich. War er nicht ohnehin aus seinen Kreisen verstoßen?

Rordula machte es ihm auch leicht, sie zu lieben. Es war, als ver schönere ihr Glück sie noch. Ihr bewegliches Gesicht und ihre Augen hatten eine so herzgewinnende Heiterkeit, daß selbst Frau Brun manchmal mit Wohlgefallen und einer gewissen Vertraulichkeit ihre Hand auf die Schulter der künftigen Tochter legte oder in ihre Stimme ein weicherer Tonfall kam. Das junge Mädchen zeigte sich auch, als die Einkäufe für den jungen Haushalt vorberaten und ausgeführt wurden, als viel selbständiger und entschlossener, als man ihr zugetraut hätte. Sie bewies klaren Willen und soviel verständige und zugleich rührende Fürsorge für das Wohl ihres künftigen Mannes, daß dieser über ihre Tüchtigkeit und die heimliche Kraft ihres Wesens staunte.

Die Hochzeit sollte nicht lange hinausgeschoben werden. Frau Brun wollte ihre Wohnung behalten, Kaspar und Rordula aber sollten einen Stod im Nägelschen Hause beziehen. Besuche hatten die Verlobten wenig zu machen, denn die Nägels hatten keine Verwandten in der Stadt, und da Hans Georg Brennwald, Kaspars Onkel, auf die Verlobungsanzeige mit keinem Worte geantwortet hatte, also in seinem Groll zu verharren schien, so verzichtete Brun darauf, ihm die Braut zuzuführen.

An einem warmen, schönen Herbsttage, als die Winzer in den Rebbergen jauchzten, läutete die Kirche von Herrlibach, einem Orte am See von St. Felix, einem Landauer entgegen, in dem nur Rordula und Kaspar, Meister Severin und Frau Brun Platz genommen, da Jungfer Appert eines Fußleidens wegen hatte daheim bleiben müssen. Nach einer Stunde führte derselbe Wagen die zwei jungen Leute mit ihren Angehörigen in einen Gasthof am See, und von diesem aus reiste Brun mit seiner Frau, mit der er in jener Kirche zusammengegeben worden war, nach dem Süden, wo sie acht Tage zu verweilen gedachten, während Meister Severin und Frau Klementine in wortfarger Fahrt, jedes in eine Ecke des Wagens gelehnt, nach ihrer Stadt zurückgelangten und sich während der acht Tage, während der die

Kinder ihnen fehlten, nicht durch Besuche verwöhnten, sondern nur von Fenster zu Fenster mit halb über ihre Einsamkeit betrübten, halb besonders auf Meister Severins Seite befangenem Grüßen einander zunickten.

Eines Sonntag abends aber begab sich Frau Klementine ins Nachbarhaus und setzte sich in dessen zweitem Stockwerk an ein Wohnzimmerfenster gerade so, wie sie daheim immer saß. Hier wollte sie den Sohn und seine Frau erwarten. Es war eine dunkle, niedere, braun vertäfelte Stube von altertümlichem Ansehen. Ihre beiden Fenster sahen auf die Münstergasse, die an diesem Abend still und leer war; der Verkehr drängte sich an Feiertagen nach den schöneren und breiteren Straßen der Stadt. Frau Brun saß, den einen Arm aufs Gesimse gestützt, und blickte gedankenvoll in die Gasse hinab. Zuweilen hörte sie Fußtritte, die auf dem Pflaster merkwürdig hallten, sah gleichmütig, wie die Menschen heran kamen und vorübergingen, und wechselte je und je ein paar Worte mit Jungfer Appert, die in weiten Zeitabständen die Stube betrat, um immer noch etwas an dem sorglich gedeckten Abendtisch zu ändern, der auf die Neuvermählten wartete.

„Es muß ein böser Wind gehen draußen,“ bemerkte sie einmal zu dieser gewendet. Eine Staubwolke wirbelte ebenda durch die Gasse.

„Er hat sich gegen Abend eingelassen,“ entgegnete die andre. Sie war in Unbehagen und Unruhe, meinte, sie müsse der Gastin die Zeit vertreiben und konnte sich doch nicht entschließen, sich zu ihr zu setzen, da sie noch immer keine Brücke von ihrer ehrlichen Gesprächigkeit zu der zurückhaltenden Stille der Nachbarin fand. Sie sah auch ein über das andere Mal auf die Uhr und fand, daß Meister Severin, der dem jungen Paare an den Bahnhof entgegengegangen war, mit den Ankömmlingen unglaublich lange ausbleibe.

(Fortsetzung folgt.)

Ich seh' so gern den weißen Wolken nach.

Ich seh' so gern den weißen Wolken nach!
Den Wolken, die mit silberhellem Rand
Vorüberzieh'n. Traumlächelnd werden wach
Der Kindheit Bilder, sonnensacht umwoben,
Die wie die Wolken langsam sich verschoben.
So stand ich oft und ließ mich heiß umspinnen
Vom Glanz des Tages. Türme, Schlösser, Zinnen,
Die meilenhoch ich in den Himmel baute
Und deren Zauber ich in Träumen schaute,
Sie türmten sich in weißen Wolken auf
Und sonnenblinzeln sah ich ihren Lauf.
Ich war ein Kind . . . Das liegt nun weit und fern —
Ich seh' den weißen Wolken nach so gern!

Hulda Seiler.